Besuch bei Karl Mays Indianern.

Erster Gang durchs Karl May-Museum in Radebeul.

Als die Einladung kam zu einer Besichtigung des neugeschaffenen „Karl May-Museums“ in Radebeul, das am 1. Dezember der Oeffentlichkeit übergeben wurde, waren unwillkürlich die ersten Gedanken recht skeptisch. Steht man aber in diesem Museum, das auf verhältnismäßig engem Raum eine von Hermann Dengler wissenschaftlich aufgebaute ethnographische Schau des nordamerikanischen Indianertums enthält, die selbst die entsprechende Abteilung des Berliner Völkerkunde-Museums übertrifft, dann machen all die skeptischen Vorbehalte einer unbedingten Anerkennung des liebevollen Eifers Platz, mit dem die Sammlung aufgebaut ist. Begeisterte, mit wissenschaftlichem Ernst verbundene Hingabe an die Idee dieses Museums leuchtet auch aus den Erklärungen, die der Leiter des Museums, Hermann Dengler, der selbst mehrere Jahre zu Studienzwecken bei den Indianern Nord- und Südamerikas geweilt hat, zu jedem Stück der Sammlung gibt.

Entstanden ist das Museum aus der Indianersammlung Karl Mays, die er von seinem Besuch in den nordamerikanischen Indianer-Territorien 1908 mitbrachte. Da Karl May aber kein systematischer Sammler war – er pflegte diese Andenken und Geschenke von Rothäuten „vergängliche Güter“ zu nennen – konnte seine Sammlung nur den Grundstock bilden. Das Hauptmaterial stammt aus der einzigartigen Sammlung Patty Franks, der als Artist in 35 Jahren die Welt durchstreifte und durch Karl Mays Bücher zum systematischen Sammeln indianischer Gegenstände angeregt wurde, so daß er im Laufe der dreieinhalb Jahrzehnte eine Privatsammlung zusammenbrachte, die an Reichhaltigkeit und Schönheit kaum ihresgleichen hat. Als die Inflationszeit Patty Frank zur Veräußerung seiner Sammlung zwang, stellte er sie der Witwe Karl Mays zur Verfügung, die ein witziger Kopf die „Cosima von Radebeul“ genannt hat. Sie ließ für Patty ein echtes Wildwest-Blockhaus hinter ihrer Villa Shatterhand bauen, in dem er sich nun ausruht und in dem auch das Museum untergebracht ist, so daß Frank sich nicht von seinen Schätzen zu trennen brauchte.

Viele Märchen, die über das nordamerikanische Indianertum noch im Schwange sind, werden hier von Grund auf zerstört. Haben wirklich „kulturlose Wilde“ diese anmutig und sinnreich geschmückten Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände geschaffen, von denen das Museum wohl wirklich alles Denkbare in oft sehr schönen und seltenen Exemplaren enthält? Sind das nicht vielmehr Beweise für eine alte Kultur, die erst durch die meist recht zweifelhaften Errungenschaften der von den Weißen ins Land gebrachten Zivilisation zum Untergang gebracht wurde. Und die Frauen, die diese in ihren Mustern so mannigfaltigen, lebendigen und geschmackvollen Handarbeiten, einfachere Alltags- oder reichverzierte Festgewänder, Schmuck- oder Gebrauchsgegenstände wie kunstvoll geflochtene Körbchen, Taschen, Gürtel, Mützen, Kindertragen u. a. m. in Mühe, Liebe und Geduld schufen, sollen sie wirklich die rechtlosen geplagten Arbeitstiere der auf der Bärenhaut liegenden Männer gewesen sein? Haarbürsten, aus dem Samen eines Storchschnabelgewächses gebündelt oder aus der Schwanzhaut eines Stachelschweins gefertigt, Haarzangen sowie andere Gebrauchsgegenstände wieder beweisen, daß die Indianer nicht die „schmutzigen“ Wilden waren, wie sie der überhebliche Weiße gern hinstellte. Zeigt die liebevollen Ausführung der Waffen, wie tapfer und ritterlich die Indianer Nordamerikas gewesen sind, so deuten die primitiven, doch höchst anschaulichen Zeichnungen, wie etwa die reizenden Buntstiftsschilderungen des Dakotakriegers Witschaka Bletscha (= „er will sie zerschmettern“) auf kindlich heitere Gemüter. Auch grausam war der Indianer nicht, nicht mehr als andere Naturvölker; so war das Skalpieren nur in zwei kleinen Bezirken Nordamerikas Sitte. Erst die Einfuhr der Stahlmesser sowie die verbrecherischen „Skalpprämien“ der Weißen haben diesem Gebrauch eine riesige Verbreitung verschafft. Es ist auch keine ausschließlich indianische Sitte: die Vandalen und andere europäische Völker haben ihre überwundenen Feinde skalpiert. Herodot berichtet es auch von den Skythen.

Wir sehen hier auch, daß der Indianer, der geborene Händler, durchaus nicht wie der Neger alles, was der Weiße ins Land brachte, kritiklos übernahm, sondern auswählte, was er für seine Zwecke gebrauchen konnte. Bezeichnend übrigens die Abteilung, die peinlich deutlich zeigt, wie der von Haus aus gute Geschmack der Indianer ins Kitschige verdorben wurde, als er unter dem Einfluß der Einwanderer dazu überging, ihm ganz wesensfremde Gegenstände wie Büchermappen, Nadelkissen usw. zum Verkauf an die Weißen anzufertigen, als also die indianische Fremdenindustrie begann. Interessant auch der Unterschied

in Kleidung und Ausrüstung zwischen dem Indianer des waldreichen Ostens, dem Irokesen, Huronen u. a. m., der in den Erzählungen Coopers lebendig ist, und dem Prairieindianer wie dem Kaiowä-Apatschen, der ja der von Karl May besonders verherrlichte Indianer ist. Dieser Prairieindianer ist eine Errungenschaft der Weißen, die den Indianer aus den fruchtbaren Gebieten in die Prärie drängten, wo erst die Einführung des Pferdes dem Indianer den Aufenthalt möglich machte.

Beim Anblick dieser vielen Mokkasins, Leggings, Wampum-Gürtel, Kalumets, Kriegs- und Friedenspfeifen, Tomahawks, Lanzen und Skalpe, von denen das Museum 17, darunter vier weiße, und damit mehr als irgend ein anderes besitzt, und erst recht vor den überaus natürlich wirkenden Gestalten des jungen Apatschenkriegers, des wild bemalten Kriegshäuptlings der Irokesen oder vor der anmutigen, unternehmungslustige Blicke werfenden Schwarzfußindianer-Squaw werden Jugenderinnerungen in uns lebendig mit allen Wonne und Freuden der Indianergeschichten und Indianerspiele, – und daß trotz aller Technisierung unseres Zeitalters auch heute noch von der Jugend Indianergeschichten verschlungen werden, zeigt die Auflagenzahl der Karl May-Bände, die fünf Millionen fast erreicht hat. Aber doch ist vor dieser Schau das beherrschende Gefühl das einer tiefen Beschämung darüber, daß eine wertvolle, edle, kulturell hochstehende Rasse durch Weiße an den Bettelstab gebracht und fast ausgerottet ist. Die Indianerbehandlung wird immer ein untilgbarer Fleck in der Geschichte der Vereinigen Staaten bleiben.

Schon deshalb gebührt Karl May, dem Ehrenretter der zu Unrecht geschmähten Indianer, ein Platz im deutschen Schrifttum. Daß er diesen Platz immer mehr gewinnt, das beweist deutlich die Tatsache, daß Männer wie Gurlitt, Lhotzky, Curt Floerike, Alfred Biese, Wilhelm Kreis, Karl Hans Strobl, Max Jungnickel, Heinrich Zerkaulen, der verstorbene Sascha Schneider und viele andere in der Front der Karl May-Gesellschaft stehen.

Und noch etwas zeigt dieses neugeschaffene Museum: daß eine Idee, die ein Mensch, wahrhaft von ihr besessen, mit der ganzen Kraft seines Herzens und Willens verfolgt hat, nicht untergeht, sondern, immer wieder neue Werte schaffend, weiterlebt und weiterwirkt, also unsterblich ist.

Dr. Egon-Erich Albrecht.

Aus: Hamburgischer Correspondent, Hamburg. 01.12.1928, Beilage „Das Unterhaltungsblatt“

Egon-Erich Albrecht (keine Daten bekannt), Journalist